



Markus Mutz beim Jugendtraining des TSV Leinfelden – seiner „Ersatzdroge“.

## Ohne uns

Selbst leidenschaftliche Fußballfans boykottieren diese WM. Das liegt an den Missständen in Qatar – aber nicht nur. Sie sehen den Profifußball in der Krise und hoffen auf eine Wende. Zu Besuch bei drei Kritikern.

Von Eva Schläfer



Robert Hilbers führt seit mehr als 30 Jahren das „Chlodwig Eck“ in der Kölner Südstadt. Fotos Maximilian von Lachner

**W**er Markus Mutz ausschließlich als Jugendtrainer des TSV Leinfelden kennt, dürfte erstaunt sein, mit welcher Vehemenz dieser auf dem Fußballplatz so freundliche Mann über den Profifußball schimpfen kann. Beim „Bambini-Training“ mit 30 Kindern strahlt er eine beeindruckende Ruhe und Zugewandtheit aus. Er knotet geduldig Schnürsenkel, lacht viel, klatscht permanent und lobt einen ehrlicherweise ziemlich läppischen Tritt gegen den Ball mit der Feststellung: „Das war ein schöner Schuss!“

Etwas 20 Kilometer liegt der Fußballplatz des TSV Leinfelden vom Neckarstadion in Stuttgart entfernt. Offiziell heißt der Bau schon seit Anfang der Neunzigerjahre anders, aber Markus Mutz nennt ihn bei seinem alten, werbefreien Namen. Zu ziemlich genau jener Zeit, in der das Neckarstadion in „Gottlieb-Daimler-Stadion“ umbenannt wurde – 1993 war das; seit 2008 firmiert es unter „Mercedes-Benz-Arena“ –, bekam die einst von großer Begeisterung geprägte Beziehung zwischen dem heute 50-jährigen Mutz und dem Profifußball erste Risse. Mittlerweile ist sie mehr als abgekühlt. „Die Qatar-WM ist ein vorläufiger Höhepunkt in der Heuchelei der Verbände und Spitzenklubs“, sagt der Jugendtrainer – und guckt sehr ernst.

Was an der an diesem Wochenende beginnenden Großveranstaltung alles kritisiert werden muss, kann seit spätestens ein paar Wochen in vielen Artikeln und ganzen Büchern gelesen, in Podcasts nachgehört, in TV-Dokumentationen angeschaut werden. Die harsche Kritik bezieht sich auf viele unterschiedliche Aspekte und adressiert nicht nur das Emirat im Nahen Osten.

In Qatar, das weniger Einwohner hat als Berlin, existieren weder Fußballtraditionen noch -strukturen. Bis zum Zuschlag 2010 gab es auch kein einziges Stadion, das die Anforderungen einer Weltmeisterschaft erfüllt hätte. Für gewöhnlich sind das Kriterien, die die Funktionäre des Weltfußballverbands FIFA bei der Vergabeentscheidung berücksichtigen. Doch es heißt, die ein oder andere Funktionärsstimme sei mit qatarischem Geld gekauft worden. Mit wenig Ruhm bekleckerte sich die FIFA zudem, als sie zunächst meinte, die WM wie gewöhnlich im Sommer stattfinden lassen zu können, bei deutlich über 40 Grad Außentemperatur. 2014 verschob sie das Turnier dann auf den Winter.

In Qatar selbst kam und kommt es zu Menschenrechtsverletzungen, die aus westlicher Sicht schwer zu ertragen sind. Neben der Unterdrückung von Frauen und der Ablehnung von anderen Lebens- und Liebesformen als der heterosexuellen Ehe macht sich die Empörung vor allem am Umgang des autokratischen Staats mit den massenhaft gehaltenen Arbeitsmigranten fest. Für 2,55 Euro schufteten sie auf den Baustellen, bekamen teilweise monatelang gar keinen Lohn, wohnten unter unwürdigen Zuständen, mussten ihre Pässe abgeben. Wie viele in der Hitze ihr Leben verloren haben, weiß keiner.

Markus Mutz ist auf der Schwäbischen Alb aufgewachsen. Ab seinem achten Lebensjahr spielte er in seinem Heimatort Bitz Fußball, nie höher als Kreisklasse, aber immer mit Leidenschaft. In seiner Jugend, so erzählt es Mutz, war das

Wochenende noch klar aufgeteilt: Samstagnachmittags traten die Profis an; die Partien liefen ab 18 Uhr in der „Sportchau“. Der Sonntag gehörte den Amateuren. Dann starteten die neu gegründeten Privatsender ihre Fußballshows: RTL im Jahr 1988 „Anpfiff“, SAT 1 1992 „ran“. Seine Überzeugung lautet: „Damals hat es begonnen, dass die Solidarität zwischen Profis und Breitensport abgebaut wurde, um den Profit zu maximieren.“

Diese Kluft zwischen dem „Kommerzfußball“, wie er ihn nennt, und dem Breitensport, dem sich Mutz verpflichtet fühlt, hat ihm den Spaß an Ersterem verdrorben. Er wird daher kein einziges Spiel dieser WM im Fernsehen schauen. Zudem hat er sich vorgenommen, im Internet so wenig Klicks wie möglich rund um das Turnier zu produzieren. „Ich werde sogar die Push-Nachrichten der ‚Kicker‘-App ausschalten“, sagt Mutz.

Er verweist auf den letzten FIFA-Kongress im März dieses Jahres in Doha, bei dem die Präsidentin des norwegischen Fußballverbands eine kurze Rede hielt. Sie sagte, die FIFA habe sich seit 2010 um die Themen Menschenrechte, Gleichberechtigung, Demokratie gedrückt. Sie hoffe, dass sich die FIFA diesen Themen zukünftig mit klarer Haltung zuwenden werde. „Niemand hat sie danach unterstützt in dieser Haltung“, sagt Mutz, „auch der deutsche Verband nicht.“ Das nimmt er dem DFB übel, denn der schreibe sich doch auf die Fahnen, dass jeder, der kicken will, kicken soll – unabhängig vom Geschlecht, der sexuellen Orientierung, der Herkunft. „Aber in den FIFA-Gremien halten sie den Mund.“

Ihn stößt mittlerweile vieles ab am „Profitsystem Fußball“. Zum Beispiel, dass das Geschäft mit dem Fußball boomt, aber aus dem Spitzensport zu wenig Unterstützung für den Breitensport komme. Mitte Oktober prangerte die WHO den Bewegungsmangel deutscher Kinder und die fatalen gesundheitlichen Folgen an. „Ginge es der DFL um aktiven Sport, könnten die Profis hier

Fortsetzung auf der folgenden Seite

### AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



HERMÈS  
PARIS



Happy Hermès Holidays!

# Die Balladen von Draco und Chandler

Die Schauspieler Tom Felton („Harry Potter“) und Matthew Perry („Friends“) schreiben über ihr Leben. Es geht um Ruhm, um Kollegen – und um die Sucht.

Von Jörg Thomann

Der eine ist Brite, der andere Kanadier und Amerikaner. Der eine war zwölf, als er weltberühmt wurde, der andere 24, und bei beiden ist es jeweils eine bestimmte Rolle, die ihre weitere Karriere überstrahlt – und, keine gewagte Prognose, sie auf ewig überstrahlen dürfte.

Matthew Perry, der Ältere der beiden, war Chandler Bing, einer der sechs „Friends“ aus der gleichnamigen Sitcom, die zu den erfolgreichsten Serien aller Zeiten zählt. Der Jüngere, Tom Felton, war Draco Malfoy, der weißblonde Gegenspieler des Helden in den „Harry Potter“-Filmen. Im Abstand weniger Tage haben beide kürzlich ihre Autobiographien vorgelegt, die zeitgleich auch auf Deutsch erschienen sind. Auf beiden Covern ist kein Koautor angegeben; was wir lesen, stammt also von Felton und Perry persönlich.

Die meisten Schauspieler schreiben ihre Memoiren in reifen Jahren, wenn sie mit abgeklärtem Blick auf eine lange Laufbahn zurückschauen können. Wenn so ein Buch weit früher entsteht, dann kann das damit zu tun haben, dass es beruflich nicht mehr so läuft und freie Zeit zu füllen ist, oder damit, dass der Autor in verhältnismäßig kurzer Zeit viel erlebt hat. Auf Perry, 53, und Felton, 35, dürfte beides zutreffen. Beide Bücher sind lesenswert, allerdings kaum in dem Sinne, dass sie nostalgisch gestimmten „Friends“- oder „Harry Potter“-Fans dabei helfen, ihre unbeschwerte Jugendzeit heraufzubeschwören. Stattdessen bieten sie bemerkenswerte Variationen der alten Show-Weisheit, dass Geld und Ruhm nicht glücklich machen. Und zwar weder den, der sich – wie Perry – danach verzehrt hat, noch den, der – wie Felton – davon im Grunde überrumpelt wird.

Das Vorwort hat jeweils eine Kollegin verfasst. Tom Feltons Buch „Jenseits der Magie“ wird von Emma Watson eingeleitet, die als Harry Potters Freundin Hermine zum Weltstar wurde und ein solcher geblieben ist. Für Felton, den sie ihren „Seelenverwandten“ nennt, findet sie die wärmsten Worte: „Er ist kreativ, sensibel und hat ein großes Herz. Ein Mensch, der allem und jedem mit Liebe begegnet.“ Das genaue Gegenteil mithin vom fiesigen Draco, den er in den acht Potter-Filmen verkörpert hat. Mit hollywoodreifem Pathos verkündet Watson:

„Die Welt kann glücklich sein, dass es dich gibt, und noch glücklicher bin ich. Denn ich habe dich zum Freund.“

Für Matthew Perry greift Lisa Kudrow zur Feder, als Phoebe eine der drei „Friends“-Frauen. Sie preist ihn als „charmant, lieb, empfindsam, vernünftig und rational“, klingt aber etwas nüchterner als Watson, wenn sie feststellt: „Schön, dass du da bist, Matty.“ Auch Kudrow weiß längst, dass es gut 30 Jahre lang noch einen anderen Perry gab, der weder lieb noch charmant noch vernünftig war – und wenn sie am Ende auch schreibt: „Ich liebe dich“, so verhehlt sie doch nicht, dass sie ihn nach dem „Friends“-Ende 2004 „nicht mehr regelmäßig“ sah. Eine Zeit lang sei ihr keine Frage häufiger gestellt worden als jene, wie es Perry gehe. Sie habe sie nicht beantworten können.

Das erledigt nun Perry selbst, in aller Deutlichkeit. Auf Seite 107 seines Buches bittet er die Leser, fünf Minuten innezuhalten und auf die Uhr zu schauen: Fünf Minuten lang nämlich stand einmal sein Herz still. Es war in einer Suchtklinik am Genfer See, in die er Ende 2020 eingeeckelt war, Auslöser war das Anästhetikum Propofol. Bei der Herzmassage, die ihn ins Leben zurückholte, brach man ihm acht Rippen. Das kostete ihn eine Szene mit Meryl Streep im Blockbuster „Don't Look Up“, in dem Perry am Ende nicht zu sehen war.

Verloren hat Perry in seinem Leben noch viel mehr. Der nicht eingedeutschte Titel seines Buchs lautet „Friends, Lovers and the Big Terrible Thing“, und diese große schreckliche Sache, seine Suchterkrankung, nimmt im Buch den meisten Raum ein – wie auch in Perrys Leben. Die Hälfte davon, gibt er zu, habe er „in irgendwelchen Suchtkliniken und Einrichtungen verbracht“, mehr als 65 Mal sei er auf Entzug gewesen, an geschätzt 6000 Treffen der Anonymen Alkoholiker habe er teilgenommen. In seinem zweiten Lebensmonat gab man Baby Matty gegen dessen Koliken Barbiturat; das, glaubt er, habe seine Suchtkarriere begründet. Mit 14 Jahren leerte er die erste Flasche Weißwein, 2001 war er „auf Methadon, Xanax, Kokain und einem knappen Liter Wodka pro Tag“. Gut und gern sieben Millionen Dollar habe er dafür ausgegeben, „nüchtern zu werden“; in jüngsten Interviews erhöhte er die Summe auf neun Millionen.

gruppe schaut die Bundesliga-Schaltkonferenz, die auf einer Leinwand und zwei Bildschirmen zu sehen ist. Am Abend vorher war es deutlich voller. Der „FC“ spielte im heimischen Stadion gegen Mainz – und verlor 0:5. Robert Hilbers, seit 1989 Chef vom „Chlodwig Eck“, hat trotzdem gute Laune. Er schätzt die „supercoole Stimmung rund um den FC“, diesen „Melting Pot der Generationen“, den er auch in seiner Kneipe erlebt. Neben der Bundesliga werden dort auch die Spiele im DFB-Pokal oder der Champions League und bei Europa- und Weltmeisterschaften gezeigt. Normalerweise.

Hilbers sagt und grinst dabei: „Ich persönlich überlege schon länger, ob ich diesen Fußballquatsch lassen sollte.“ Ihn nervt ganz praktisch, dass es immer mehr Wettbewerbe gibt, die von jeweils unterschiedlichen Bezahlsendern übertragen werden. Seinen rund 120 Stammgästen und denen, die seltener als ein paarmal im Monat zum Fußballschauen kommen, will er einen kompletten Verzicht dann aber doch nicht antun. Die Spiele aus Qatar jedoch wird er nicht zeigen – und nimmt dafür auch Umsatzeinbußen in Kauf. Spätestens ab dem Viertelfinale mit deutscher Beteiligung rechnet sich eine Weltmeisterschaft für ihn. Das Turnier am Golf findet er „dämlich“. Fußball sei Teil der westlichen Kultur, nicht der qatarischen. Die Ausbeutung der Wanderarbeiter lehnt er ab; die Arroganz der Qatarer ebenfalls: „Die lassen sich den eigenen Arsch hinterhertragen.“ Dem DFB kreidet er an, „dass die sich aufgeregt haben, dass unsere Jungs nicht bei 40 Grad Fußball spielen



Der eine wurde vom Ruhm überrumpelt, der andere suchte ihn: Tom Felton (links) und Matthew Perry.

Fotos Joseph Sinclair/Camera Press/Laif, NYT/Redux/Laif



Auch die alten Zeiten waren nicht immer gut: Matthew Perry neben Courteney Cox (l.) und Jennifer Aniston in einer „Friends“-Folge von 2002; darüber: Tom Felton als Draco Malfoy in „Harry Potter“ und die Kammer des Schreckens“, ebenfalls 2002.

Fotos United Archives, Action Press

Wohlgermerkt waren es nicht der Ruhm und dessen Versuchungen, die Perrys Gesundheit und große Teile seiner Karriere ruiniert haben. Er selbst hatte sich vom Erfolg sogar die Rettung vor seinen Ängsten und dem Gefühl der Unzulänglichkeit erhofft: „Gott, du kannst mit mir machen, was du willst. Aber bitte mach mich berühmt“, betete er. Bald darauf machte Gott ihn berühmt – und anschließend alles mit ihm, was er offenbar wollte. Es gebe eine Hölle, er sei dort gewesen, schreibt Perry, und wer seinen Erzählungen folgt, der glaubt ihm. Man liest von entsetzlichen Schmerzen, von Halluzinationen, von Tagen im Koma. Als der Alkohol ihm eine Entzündung der Bauchspeicheldrüse bescherte, war Perry erst 30. Als er 49 war, platzte sein Dickdarm. Als er eines Tages in einen Toast mit Erdnussbutter biss, fielen ihm alle oberen Zähne aus. Schaut Perry heute auf seinen durch Operationen vernarbten Bauch, dann weiß er, dass er „einen selbstverschuldeten Krieg“ durchgemacht hat.

Jener Krieg tobte auch in den zehn „Friends“-Jahren, in denen Perry als sarkastischer Sprücheklopfer Chandler Abermillionen von Menschen vergnügte. Für seine „Friends“-Mitstreiter hat Perry nur warme Worte übrig, allerdings auch nicht besonders viele. Etwas ausführlicher schreibt er über seine Romanze mit Julia Roberts, die sich aus einem zusehends intimeren Austausch von Faxen (!) entwickelte. Wie viele andere seiner Beziehungen will Perry auch diese von sich aus beendet haben – aus der Ahnung heraus, am Ende ohnehin nicht gut genug zu sein. Mit der drastischen Schilderung seines Leidenswegs macht er es den „Friends“-Fans unmöglich, sich alte Folgen noch in der paradiesischen Unschuld von einst anzuschauen. Man hätte manches ahnen können: Zwischen



58 und 102 Kilo habe er während der Dreharbeiten gewogen, schreibt Perry – je nachdem, ob er gerade von Tabletten abhängig war oder vom Alkohol.

Chandler Bing haben die Leute geliebt, Draco Malfoy haben sie gehasst. Das heißt, alle hätten es tun sollen, tatsächlich aber dürfte der blasse Finsterling für viele junge Frauen die verbotene platonische Liebe ihrer Mädchenjahre darstellen. Tom Felton aber konstatiert: „Es war wirklich nicht cool, Draco zu sein.“ Auf dem Pausenhof seiner normalen Schule, die eben nicht Hogwarts war, wurde der Teenager mit den weißgetönten Haaren schräg angeschaut; dennoch zeigt sich Felton dankbar dafür, dass er als Nebendarsteller – anders als Emma Watson, Rupert Grint und Daniel Radcliffe – seinem gewohnten Leben nicht komplett entrisen wurde. „Daniel, Emma und Rupert hatten es da sicher schwerer, sich abzugrenzen, aber für mich waren die Filme nur eine Sache von vielen in meinem Leben“, schreibt er.

Gleichwohl weiß er, was er dem Publikum schuldig ist: Sein Buch dreht sich vorrangig um „Harry Potter“, es lässt die Leser hinter die Kulissen blicken und liefert zahlreiche Anekdoten vom Set, ganz anders als Perry in seinem Buch. Böses über Kollegen liest man auch von Felton nicht, schon gar nicht über Emma Watson – mit der ihn, wie er gewiss zur Enttäuschung mancher Fans schreibt, nie mehr verband als eine innige Freundschaft, da beide zwar mal in den anderen verliebt waren, aber nie zur selben Zeit.

Düster wird es bei Felton erst gegen Ende seines Buches, in den Nach-Potter-Jahren. „Ich hatte nie um dieses Leben gebeten“, stellt er fest – und dass er in der Welt des schönen Scheins bald nicht mehr er selbst war. Seine Sehnsucht nach einer normalen Existenz begann er in einem Pub in Los Angeles zu stillen, wo

aus ihm alsbald ein Gewohnheitstrinker wurde, der auch mal ramponiert beim Dreh erschien. Bis sein Team die Notbremse zog und ihn zum sofortigen Umzug in eine Entzugsklinik drängte.

Das Kapitel darüber, wie Felton aus dieser Klinik türmt und sich ohne Geld und Handy auf einen Fußmarsch nach West Hollywood macht, hätte praktisch von Matthew Perry stammen können. Als Felton nach einer aufreibenden Odyssee sein Ziel erreicht, nämlich ebene Kneipe in L.A., weicht er vor dem auf dem Tresen abgestellten Glas Bier zurück. Ein paar Jahre läuft alles gut für Felton, der sich aber irgendwann eingesteht, sich angesichts seiner wiederkehrenden negativen Stimmungen – er vermutet eine genetische Disposition – immer wieder mal Hilfe suchen zu müssen. Und dabei – denn das könne ein Teil der Therapie sein – auch anderen zu helfen, zum Beispiel mit seinem Buch.

Auch Matthew Perry schreibt, dass es ihm in den Jahren seines Kampfes gegen die Sucht wiederholt gelungen sei, anderen beim Kampf gegen die ihre zu helfen. Angeblick ist er seit mehr als 18 Monaten nun clean; man wünscht ihm, dass er es bleibt, und ist nach der Lektüre seines Buches doch skeptisch. Das eigentliche Problem, schreibt Perry dort, bleibe bestehen: „Ich bin überall dort, wo ich hingehöre. Ich trage die Probleme und die Düsternis und den Scheiß mit mir.“ Halt gibt ihm derzeit eine Selbsthilfegruppe. Die Krankheit, so sein Fazit, werde immer stärker sein: „Aber gemeinsam, Tag für Tag, können wir ihr die Stirn bieten.“ Felton lebt heute mit seinem Hund in London, Perry in seinem Anwesen mit Meerblick in Los Angeles, von der richtigen Partnerin und einer Familie träumen beide. Vielleicht sollten sie, um sich über ihre Erfahrungen auszutauschen, mal miteinander telefonieren.

FORTSETZUNG VON SEITE 9

# Ohne uns

einiges bewirken. Aber für deren Unterhaltungsbusiness reichen passive Konsumenten ja auch aus“, sagt Mutz. Generell beklagt er, dass der Profizirkus zu oft schlechte Vorbilder für den Amateurbereich produziere, auch wegen der grellen Vermarktung und Berichterstattung.

Die Konsequenz, die er daraus gezogen hat, ist sein immer größeres Engagement an der Basis, in seinem Verein, den er als „meine Ersatzdroge“ bezeichnet. Und er hofft auf Nachahmer: „Wenn ihr Fußball liebt, richtet eure Energie dahin, wo sie etwas Positives bewirkt: in den Breitensport, in die Jugendarbeit. Ihr könnt einen Unterschied machen, bei euch vor Ort.“

Die Kultkneipe „Chlodwig Eck“ befindet sich in einem verklüfteten Fünfzigerjahregebaude in der Kölner Südstadt. Neben dem Eingang werden auf einer Tafel Tequila für zwei Euro und Gin Tonic für 5,50 angepriesen. Es ist Samstagnachmittag, und eine versprengte Männer-

dürfen. Dass die Arbeiter aber bei 40 Grad auf den Baustellen geschuftet haben, war egal. Das ist doch hanebüchen.“

Rund zehn Mitarbeiter hat er, alles junge Männer zwischen Anfang und Ende 20. Als er vor mehr als einem Jahr ihnen gegenüber erstmals fallen ließ, die WM-Spiele nicht zeigen zu wollen, fanden sie das gut. Im Vergleich zu anderen Kneipen, die sich ein „Boycott Qatar“-Schild an die Tür hängen, sagt Hilbers: „Ich will kein Zeichen setzen. Jeder, der gucken will, soll gucken. Aber halt nicht bei uns.“ Trotzdem hat er schon festgestellt, dass er öfter mit Gästen über den Boycott ins Gespräch kommt – und schätzt das. „Es ist doch cool, darüber zu diskutieren.“

Das sehen auch ein paar der Frauen und Männer so, die an diesem Samstag im Laufe der ersten Halbzeit vor dem „Chlodwig Eck“ in einer Gruppe zusammenstehen. Die meisten kommen seit vielen Jahren zur Kneipe. Sie blasen ins gleiche Horn wie Kneipier Hilbers. Der eine sagt: „Ich bin der Masse an Fußball in den ganzen verschiedenen Wettbewerben echt überdrüssig, obwohl ich selbst spiele, seitdem ich drei bin.“ Unterklassige Spiele lösen bei ihm mittlerweile mehr Emotionen aus als eine Partie der Nationalmannschaft. Und auch der andere Gast spricht von der „Entfremdung vom Höhepunkt WM“ – und wie peinlich die Aktion mit „Die Mannschaft“ gewesen sei. Dass im „Chlodwig Eck“ die Leinwand eingerollt bleibt während der WM, unterstützen sie. „Alle wissen, dass der einzelne Boycott nicht den elementaren Unterschied

macht“, sagt Annabell Kolbe. Sie spricht so versiert, dass man schnell merkt: Die Frau ist in gewisser Weise vom Fach. Die 33-Jährige lebt in Frankfurt am Main, ist Anhängerin des SC Freiburg und engagiert sich in ihrer Freizeit in Fußballnetzwerken, die eine Reform des Profifußballs anstreben. „Meine Hoffnung ist aber, dass die Auseinandersetzung mit der WM-Vergabe und dem Austragungsort etwas in Gang setzt und das Bewusstsein der Öffentlichkeit schärft.“



Annabell Kolbe wünscht sich eine Reform des Profifußballs. Foto Maximilian von Lachner

Ihr ist es deshalb wichtig, den Boycott nicht als komplette Ignoranz zu gestalten, sondern sich vor und während des Turniers mit Gegenaktivitäten zu beschäftigen. Gehört hat sie in diesem Zusammenhang unter anderem schon von Lesungen und Diskussionen, zu denen (Fan-)Initiativen eingeladen haben – unter Beteiligung von unter anderem Amnesty International. Von Vereinen wünscht sie sich, dass sie während der WM Mädchenturniere veranstalten, um auf eine weitere

Schiefelage in Qatar hinzuweisen: Um das entsprechende Vergabekriterium zu erfüllen, gründete das Emirat 2009 ein Frauennationalteam, das aber seit 2014 kein offizielles Match mehr bestritten hat. Dass Frauen im Freien Sport treiben, in dafür tauglichen Klamotten, ist am Golf nicht erwünscht.

So kritisch Kolbe ist, auch gegenüber der Rolle, die der DFB bislang gespielt hat, sie sieht Schritte in die richtige Richtung: „Seit dem Führungswechsel bewegt sich was.“ So zeigte sich der DFB zum Beispiel kurzfristig offen für eine Schulung seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in der „Fanbotschaft“ vor Ort in Doha als Ansprechpartner für deutsche Anhänger zur Verfügung stehen werden. Inhalt der Schulung durch das „Netzwerk gegen Sexismus und sexualisierte Gewalt“: Wie verhalte ich mich und was kann ich tun, wenn Fußballfans von sexistischen Vorfällen und sexualisierter Gewalt berichten?

Und selbst der streitbare Jugendtrainer Markus Mutz hat die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben: „Wenn diese WM ein Wendepunkt würde, der tatsächlich zu einem Umdenken im Profifußball führt, dann wäre das großartig“, sagt er. Die Fußballbranche wird beobachten, ob die Fans bei der WM einschalten. Sollte ein massenweiser Boycott dazu führen, dass sich entscheidende Punkte verändern, hätte Mutz' alte Faszination für das Spiel vielleicht doch noch die Aussicht auf ein Revival. Aber diese vorsichtige Annäherung kann frühestens nach dem Finale am 18. Dezember beginnen.